Neujahrslied.

Von Gustav Falke.

Dich will laut mein Lied hier grüßen,
Der nicht seine Jahre zählt
Und der seinen Wanderfüßen
Weite, hohe Ziele wählt.
Geht die Sonne unter, gut!
Kehrt sie doch in neuer Gluth.

Flücht'ge Stunden, Tage, Jahre
Klageweiber hinterdrein!
Trauert ihr an Sarg und Bahre,
Mich laßt bei Lebendigem sein.
Welle kommt: Welle geht,
Doch der volle Strom verweht.

Und so laßt die Jahre fließen,
Immer ist es an der Zeit!
Tücht'ger läßt sich nichts verdrießen
Immer thätig und bereit.
Jeder Augenblick ist fein
Und die Ewigkeit mit drein.

Nicht die alte Neujahrleier,
Ruhsamer Kalendersang!
Jeder Morgen ist Befreier
Und ein Held im Vorwärtsgang.
Wer nicht ihn gebührend ehrt,
Nicht des Lebens ist er werth.

Und so laßt die Gläser klingen!
Altjahr, Neujahr, einerlei,
Wenn nur Lebensfunken springen
Fröhlich und kalenderfrei.
Prost! Ins neue Jahr hinein!
Immer wird's der Tag doch sein!

Die alte Uhr.

Eine Sylvestergeschichte von Anna Fromm.

„Willst Du schon die Lampe anzünden, Charlotte? Es ist noch nicht dunkel."

„Doch, Papa. Ich will diese Arbeit heute noch fertig machen und forttragen."

Der Schein der aufflammenden Lampe fällt auf ein angenehmes, junges Gesicht mit einem Paar schöner, blauer Augen, weiterhin auf die ärmliche Einrichtung eines kleinen Zimmers im vierten Stock. En Weilchen ist nichts zu vernehmen als das Rascheln des Fadens, den Charlottes flinke Hand durch den Stoff zieht, dann fängt die müde, grämliche Stimme von vorhin aus der Ofenecke an.

„Während Du des Morgens fort warst, kam der Mensch aus dem dritten Stock wieder einmal herauf wegen der Uhr. Er will sie durchaus haben. Ich habe Bedenkzeit bis übermorgen, bis zum zweiten Januar verlangt."

„Wir werden sie doch verkaufen müssen, Papa," sagt das Mädchen leise. „Wir brauchen das Geld so nöthig."

„Wenn es nur nicht er wäre", sagt der alte Herr unwillig. „Und wenn ich denke, daß ich sie da unten wieder hören soll!"

Die Uhr, von der er sprach, eine große Wanduhr mit reichen Bronzeverzierungen, war ein altes Erbstück aus der Familie seiner Frau, sie hatte ihnen manche glückliche und manche schwere Stunde geschlagen, aber als die Gattin ihm genommen war, hatte er die Zeiger angehalten und ließ sie nicht wieder in Gang bringen. „Sie soll nicht die Stunden meines Elends zählen", hatte er gesagt. Aber er hing an ihr, als an dem Letzten, was ihm aus der glücklichen Zeit geblieben war, und jetzt stand er da davor und sah mit trüben Blick zu ihr hinauf.

„Wenn wir sie doch behalten könnten, Charlotte", sagte er in kläglichem Tone.

„Es geht nicht, Papa", entgegnete sie mit sanfter Festigkeit. „Der Doktor muß bezahlt werden. Wir haben so viele Ursache, ihm dankbar zu sein. Wie sorgsam hat er Dich behandelt!"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich glaube", sagte er, „er würde die Uhr selber gern nehmen, er hat das alte Kunstwerk Dir es gelobt, und wir kämen dann noch etwas heraus. Ihm wollte ich sie gönnen, denn er ist mir lieb geworden, fast wie ein Sohn. Wenn man ihm sagte —"

„Papa, Du denkst doch nicht daran!" rief Charlotte heftig. „Wenn er selbst noch davon anfinge, aber so!"

„Nun, nun, ich sage weiter nichts", murmelte der alte Herr. Die Tochter stand jetzt auf und faltete die Arbeit zusammen, dann rückte sie den Lehnstuhl vom Ofen vor den Tisch. „So, liebster Papa, nun setze Dich her, hier ist die Zeitung von gestern und Deine Brille. Ich gehe jetzt zum Magazin; ehe Du ausgelesen hast, bin ich zurück."

Sie nickte ihm durch die halboffene Thür noch einmal luftig zu, als sie aber draußen war, legte sich ein tiefer Schatten über ihr Gesicht. Wie einen Sohn liebte der Vater den jungen Arzt, aber wie viel mehr liebte ihn die Tochter! Ihr war, als lebte sie erst von dem Tage an, wo der alte Herr plötzlich erkrankte und die gutmüthige Nachbarin den ersten besten Arzt von der Straße heraufrief. Wie umsichtig und vertrauenerweckend war er ihr von Anfang an erschienen, wie geduldig war er den Launen des Vaters gegenüber, wie zart wußte er auf ihre ärmlichen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, mit einem Wort, was für ein edler, liebenswerther Mensch war er. Sie liebte ihn von ganzer Seele und sagte sich doch jeden Tag, daß es eine Thorheit war; aber ihr Herz zwang sie damit nicht zur Ruhe. Nun war der Vater gesund; und sie sah den Doktor noch einmal, vielleicht nie wieder. Vorüber, vorüber.

Als sie wieder in's Zimmer trat, wehte ihr eine eigenthümliche Luft entgegen. Auf dem Tische lagen mehrere Päckchen in weißem und blauem Papier, und dahinter stand ihr Vater und hatte eben eine Flasche entkorkt.

„Sieh, was ich hier habe!" rief er ihr lustig entgegen. „Alle Ingredienzien zu einem Sylvesterpunsch! Frau Schwao war so gut, sie für mich zu holen. Wir bekommen heute Abend nämlich einen Gast, rathe — wen! — den Doktor!"

„Doktor Hellwig?" stammelte Charlotte.

„Derselbe. Er war hier, um sich noch einmal im alten Jahre nach meinem Befinden zu erkundigen. Ich fing an, von meiner Schuld zu sprechen, er unterbrach mich und sagte, er hätte eine Bitte an mich, deren Erfüllung ihn zu meinem Schuldner machen würde. Ich wußte sofort, was er meinte, er sah ja immer nach der Uhr hin, und ich wollte ihm alles versprechen, was er sich wünschte, aber er ließ es nicht zu. „Ihr Fräulein Tochter muß auch ihre Zustimmung geben", sagte er. Ja, er kennt meine kleine Tyrannin. Da er nicht Zeit hatte zu warten, bat er um die Erlaubniß wiederkommen zu dürfen. Es könnte acht Uhr werden bis dahin, meinte er. „Thut nichts", sagte ich, „wir haben ohnehin vor, bis Mitternacht aufzubleiben." Also, Kindchen, halte warmes Wasser in der Küche bereit, um acht Uhr kommt er".

„Ja, Papa", sagte Charlotte wie betäubt vor Freude.

Das Abendessen war vorüber. Es schlug acht, halb neun, neun Uhr vom Thurme, niemand kam.

„Er kommt nicht, Papa", sprach Charlotte leise und verzagt. Der Vater war schon wieder eingenickt; sie nähte emsig weiter.

Zehn Uhr. Aus dem Stockwerk unten schallten die Töne eines Klaviers, mitunter helles Jubeln und Lachen herauf. Auch dort erwartete man das neue Jahr, aber wie anders als hier!

Halb zwölf. Jetzt ging die Hausthür, ein Schritt kam die Treppe herauf, den sie wohl kannte. War es denn noch möglich?! Jetzt klingelte es an ihrer Thür, sie ging und öffnete.

„Verzeihen Sie," sprach er eintretend, während der alte Herr aufstand und sich die Augen rieb. „Es ist eine ganz ungehörige Stunde. Ich wurde auf das Land hinausgeholt, und als ich zurückkam und hier noch Licht sah, dachte ich, ich könnte den Versuch noch machen."

„Sie sind zu jeder Stunde willkommen", rief der alte Mann fröhlich. „Geh, Charlotte, und besorge heißes Wasser. Sie werden doch ein Glas Punsch mit uns trinken. Herr Doktor."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick hier, Fräulein Charlotte", sagte er. „Ich habe auch mit Ihnen zu sprechen." Er sah sie mit strahlenden Augen an und fuhr fort: „Ich sagte vorhin zu Ihrem Herrn Vater, ich hätte was von ihm zu erbitten, etwas, dessen Erlangung mich zu seinem Schuldner machen würde. Errathen Sie, was es ist?"

Sie sagte nicht, sondern deutete nur mit den Augen und der Hand auf die alte Uhr hin.

„Jene Uhr?" fragte er, augenscheinlich überrascht.

„Sie haben öfters Ihr Gefallen an ihr geäußert", sprach Charlotte, ohne zu ihm aufzusehen, „und wenn Sie wünschten —"

„Ja freilich", unterbrach er sie, sie immerfort mit seltsamen Blicken betrachtend. „Die Uhr hätte ich gern. Aber Ihr Herr Vater hat mir erzählt, die Uhr wäre ein Erbstück, und ein solches muß in der Familie bleiben, nicht wahr?" — Er hatte ihre Hand gefaßt, und ohne daß sie zu ihm aufsah, fühlte sie doch, wie seine Augen an den ihren hafteten. „Wenn ich die Uhr besitzen könnte, ohne sie Ihnen zu nehmen. Wäre das möglich?"

Sie fing heftig an zu zittern. Der alte Herr stand regungslos hinter den Beiden, die Hand auf den Tisch gestützt.

„Könnten Sie sich entschließen, Charlotte, mich als Mitglied Ihrer Familie anzunehmen? Wollen Sie meine Frau werden?"

Sie sah einen Augenblick zu ihm auf und stieß einen leisen, glückseligen Schrei aus. Dann sank sie an seine Brust.

Da ertönte eine helle, metallene Stimme. Dicht hinter ihnen schlug es zwölf in klaren, gemessenen Schlägen, und jetzt schlug die Mitternachtsstunde auch von allen Thürmen.

Die alte Uhr hatte geschlagen! Charlottes Vater war's, der die Zeiger gestellt und das alte Werk wieder in Gang gebracht hatte.

„Ein glückliches, neues Jahr, meine Kinder", sagte er mit zitternder Stimme, als die Beiden an seinem Halse hingen, und auf die alte Uhr deutend, die ruhig weiter tickte, setzte er hinzu: „Mag sie fortan heitere oder trübe Stunden schlagen, sie wird Euch immer lieb und werth sein, da sie die erste Stunde Eures Glückes schlug."

Neujahr in Schottland.

Wie alle Bergbewohner sind die Schotten ein abergläubisches Volk. Was im anbrechenden Jahre die Zukunft Gutes oder Schlechtes bringen soll, das wird, nach der allgemeinen Ueberzeugung in Schottland, schon am Neujahrstage entschieden oder doch angedeutet. Das neue Jahr muß das Haus völlig gesäubert finden, trotzdem muß irgend eine Kleinigkeit unbeendigt bleiben, sonst ist das wieder eine mißliche Sache. Ist der Müllkasten ganz leer, so bringt das ein schlechtes Geschäftsjahr. Schmutziges Wasser im Haus schafft ein Jahr von Krankheit, und kehrt die Frau den Ausfeg nach der Thür zu, so treibt sie Reichthümer von der Schwelle weg. Das Brot muß angeschnitten sein, der Whiskey eingegossen werden, während die Uhr die Mitternacht verkündet. In diesem Augenblick wendet sich aller Aufmerksamkeit der gefahrvollsten Erscheinung zu, den „ersten Füßen", das heißt der ersten Person, die im neuen Jahr das Haus betritt. Als ersehnteiter, idealster Erstling gilt ein brünetter Fremder mit gebräuntem Gesicht, der irgend etwas bringt. Der unglückseligste Gast ist ein rothhaariges Weib; als nicht viel willkommen wird ein Schielender oder ein Neger betrachtet. Um hierbei dem Schicksal ins Handwerk zu pfuschen, bestellt sich manch verschmitzter Schotte seinen „ersten Gast" ganz wie er sich ihn wünscht. Ist nun der „Erste" wirklich angelangt, so ist die Hauptsache, daß diese fatale Persönlichkeit Speise und Trank im Hause genießt, sonst nimmt sie alles Glück, und wäre sie zehnmal die rechte gewesen, wieder mit sich fort. Was sie gebracht hat, muß man ihr abnehmen, nur kein Geld, oder das Unglück ist besiegelt. Geld darf man überhaupt unter keinen Umständen am Neujahrstage acceptiren, und wäre es selbst Zahlung einer Schuld, und käme diese auch von dem brünetteste, aller Sterblichen.

Der Schleier.

Am letzten Tag im alten Jahre,
Bei der Sylvesterfeier,
Erblickt' ich sie zum erstenmal
Verhüllt durch einen Schleier!

Hab' öfter sie dann noch geseh'n
Nach jener schönen Feier —
Und als der Frühling zog ins Land,
Schmückt' sie der Hochzeitsschleier.

Wenn ich nun Tag für Tag sie seh',
Denn ich — ich war der Freier,
Quält oft die Frage mich: „Wer trug
Wohl's erste Mal den Schleier?"

Guter Abschluß.

Eine Sylvestergeschichte von H. Abt.

Ja, wer solchen guten Jahresabschluß macht, der kann lachen, hatte der Briefträger gesagt, als er dem Adressaten den fünffach versiegelten Geldbrief ausgehändigt.

Mit finsterem Spott blickte Heinz Klinger auf die vor ihm liegenden Scheine nieder. Ein guter Abschluß, jawohl — eine respektable Summe — fünftausend Mark — mit denen sie ihn ein für allemal abfanden, endgültigst hinausstreichen aus der höchst ehrenwerthen Familie Klinger, deren unanfechtbare Moralität zu lesen war in den Zahlencolonnen der Rechnungsbücher des alten Kaufhauses.

Und da der zärtliche Begleitbrief, der den Geldscheinen beigelegt war —

„Erwarte Empfangsbescheinigung von Bord des Schiffes.

Mart. Klinger."

Martin Klinger — so hieß der alte Mann, als dessen Sohn er geboren war — und so lautete der Segenswunsch, mit dem ein Vater letzten Abschied nahm von seinem Sohne.

Nach Amerika — zu dem Zwecke war's ihm bewilligt worden, nachdem er sich mit seinem Ehrenworte verpflichtet hatte, das erste Schiff zu benützen, das im neuen Jahre dahin abging.

Kurios, daß sie noch eine Gewährleistung erblickten in dem Ehrenworte dessen, dem sie doch schon längst die Ehre abgesprochen. Freilich, arg Wunder würde es sie auch nicht nehmen, wenn er mit den blauen Scheinen da jetzt hinginge, sich ein paar vergnügte Tage machte und dann mit einem kleinen, blanken Dings seinem verpfuschten Leben den letzten Knalleffekt aufsetzte.

Pah — als ob er nicht schon einmal bei einer passenden Gelegenheit solch' blitzendes Dings in der Hand gehalten und dann im letzten Augenblick den Finger vom gespannten Hahn zurückgezogen hätte.

Ob er darum nun ein Stück von einem Lumpen geworden war? Seine Zähne knirschten aufeinander.

Und wer trug die Schuld an allem? Wer — das Weib — Sein Weib — —

Nicht geschieden — aber von ihr getrennt, seit vier Jahren — —

Und einstmals hatte es ihm als sein Glück gegolten gehabt, um das er blind und besinnungslos alles andere dahingeworfen.

Zwei Augen, blau wie Kornblumen, lockiges Haar, goldschimmernd wie reifende Aehren, eine zierlich zarte Gestalt, die auf schwebenden Füßen ging. Ein kleines, achtzehnjähriges Mädel, das in einem Geschäft feine Putzarbeiten machte, hatte es ihm angethan, daß in den Adern ihm das Blut siedete und aller Welt Schätze ihm auf ihren Lippen zu blühen schienen. Aber das kleine Mädel war keine von denen, die sich pflücken lassen, wie Frühlingsblumen, zu flüchtiger Augenlust. Und als der junge, kecke Leutnant ernste Worte zu ihr sprach, da hatte sie mit gefalteten Händen ihn flehend angeschaut —

„Warum wollen Sie mir meinen Frieden nehmen? Wir passen ja nicht zueinander."

Acht Wochen später war sie seine Frau geworden. Die alte Tante, die Elternstelle bei ihr vertrat, hatte weiblich dagegen geredet und auch sie selbst hatte ihm wieder und wieder abgewehrt. Doch seine stürmende Leidenschaft hatte den Sieg davongetragen. Selbst darein hatte sie schließlich gewilligt, daß die Ehe in Heimlichkeit vor seiner Familie geschlossen wurde.

„Wenn daran nichts mehr zu ändern ist, kriege ich sie schon herum," hatte er mit seinem leichtsinnigen Siegeslächeln gesagt.

Aber er, der als der Liebling daheim bisher alles erreicht, was er gewollt, kriegte sie diesmal nicht herum. Der Vater, als wolle er so seine Reue über frühere Nachgiebigkeit darthun, zeigte jetzt eine unerbittliche Härte.

„Du hast dein Schicksal in deine eigenen Hände genommen, nun schaffe dir auch künftig mit eigner Hand dein Leben."

Zunächst ließ sich's ja auch ganz leidlich an. Daß er den bunten Rock an den Nagel hängen mußte, ging ihm für's erste nicht allzu nahe. Von daheim war ihm sein mütterliches Erbtheil, das sie ihm nicht vorenthalten konnten, ausgezahlt worden. Es war nicht viel, aber doch genügend, um in Ruhe auf eine passende Stellung zu warten. Derweilen saß sich's gemüthlich im neuen Heim, sein junges Weib auf dem Schoß. Aber die Baarschaft begann zusammenzuschmelzen, ohne daß die passende Stellung gefunden war. Da machte sich's denn nöthig, eines Tages eine zu ergreifen, die ihm nicht paßte. Und von da fing das Höllenleben an. Stückweis kam's an ihn, der verbissene Mißmuth, die Sehnsucht nach Verlorenem, die Reue. Zunächst half die noch andauernde Verliebtheit stets wieder darüber hinweg, folgten auf Ausbrüche oft brutaler Heftigkeit solche voll um so glühenderer Leidenschaft. Aber die Leidenschaft begann mehr und mehr zu erkalten, wie die strahlenden Augen der kleinen Frau allmählich matter wurden von heimlich geweinten Thränen und die auf ihr lastende Sorge ihren schwebenden Gang müde machte. Rauhheiten und Vorwürfe, daß er um ihretwillen sein Leben verspielt, fielen auf sie nieder. Und das kleine Wesen, welches in ihrem Liebesbunde das dritte geworden, ward nur eine Kette mehr, der er grollend zürnte.

Und dann — äh — daß die Erinnerung nicht todtzuschlagen war — der Tag, wo's ihn wie Fieber gepackt hatte, während er im Geschäft saß, wo er Anstellung gefunden und gerade für ein paar Tage den abwesenden Herrn vertrat — die Gier des Verhungernden, wieder einmal das Leben zu kosten — wie seine Hand hineingerathen war in die Kasse — zurückerstatten hatte er es wollen — aber am Abend das Spiel hatte ihn genarrt.

Nun, er hatte es doch unbemerkt wieder zurückerstatten können. Der verzweifelte Brief, den er an seinen älteren Bruder geschrieben, war nicht unbeachtet geblieben. Selber war der steife Kaufmann gekommen und hatte das Geld ihm zu Füßen geworfen.

„Hier — um der Familienehre willen — einen Bruder, der in's Zuchthaus gehört, habe ich nicht mehr."

Und wie er wieder allein stand, war sein Weib, das er nicht daheim geglaubt, aus der Nebenstube todtblaß, mit ausgebreiteten Armen auf ihn zugestürzt —

„Heinz —"

Ueber ihm aber war die Scham, daß sie Zeugin seiner Schmach geworden, emporgeschlagen wie wilder Haß. Mit den Fäusten hatte er gegen sie gewüthet, bis sie am Boden lag —

„Du — du — um dich! Du trägst die Schuld — du — du — —"

Am Abend war sie mit dem Kinde heimlich von ihm gegangen. Er hatte sie nicht zurückgeholt — hatte auch die Pistole, die er ein paar Minuten in der Hand gehalten, unbenutzt wieder von sich gelegt.

Vier Jahre waren seitdem vergangen — vier Jahre — Wie er sie gelebt —?

Mit dem letzten Rest sittlichen Willens hatte er sich eines Tages ermannt und sich vor seinem Vater mit der Bitte gedehmüthigt, auf die dahier vor ihm die Antwort lag.

Ja, wollte es! Dreißig Jahre erst zählte er, noch war er nicht zu alt für ein neues Leben, wenn er erst mit der Vergangenheit letzten Abschluß gemacht. Letzter Abschluß, am letzten Tag des alten Jahres. Darum war er hierhergekommen in diese Stadt, wo seine Frau mit dem Kinde lebte. Er hatte sich in den Jahren nicht um sie gekümmert, wußte nur, daß sie zu der Tante gezogen war. Nun wollte er es zum Ende bringen. Mochte sie, wenn er erst drüben war im neuen Lande, die Scheidung beantragen. Auch da ein klarer Abschluß.

Heinz Klinger hatte sich auf das Meldeamt begeben, die Wohnung der Tante zu erfragen.

Eine stille, abgelegene Wohnung, in die sie seit längerem verzogen.

„Die Wittwe Henriette Abicht vor zwei Jahren gestorben."

Sein Nacken hatte sich gebeugt, wie er darauf leisen Tones nach Frau Anna Klinger gefragt.

Anna Klinger — seine Frau — Aennchen. —

Ja, die wohnte in der Stadt — ganz droben — im äußersten Norden —

* * *

Ganz droben, im äußersten Norden, wo die Winterkälte doppelt schneidend vom freien Felde hereinstrich — da trat eine kleine, zarte Frau in einen jener dunklen Hinterhöfe ein, die die Heimstätte der Armen, oft der Verkommenen sind. Sie schleppt schwer an der gefüllten Tasche, aber sie hastet die schlecht erhellten Stiegen hinan, daß keiner von denen, die da hinter den Thüren bereits mit Gläserklingen und lautem Lachen ihre Sylvesterfeier begonnen haben, herauskommt und sie ihm Rede stehen muß. Im fünften Stock drückt sie die Klinke ihrer Stube nieder. Das kleine Mädchen, das auf der Thürschwelle gesessen, springt auf —

„Bist du da, Mama, und bringst was Gutes mit?"

„Ja, was Gutes — das Beste —"

Die weiche Stimme klingt so seltsam still und feierlich, und feierlich sind ihre Bewegungen, wie sie allerlei Vorrichtungen beginnt. Zunächst die mitgebrachten Kohlen in den Ofen schüttet, daß er bis zum Rande gefüllt ist und die rothe Gluth ausstrahlt. Dann zündet sie außer der Lampe noch zwei Lichter an, kramt eine Flasche auf und mischt deren Inhalt mit kochendem Wasser und Zucker zu einem starkduftenden Getränk, das sie mit ein paar Pfannkuchen auf den Tisch stellt. Mit gierig verlangenden Augen betrachtet das Kind alles und beißt mit Heißhunger in einen Pfannkuchen, wie die Mutter ihr ein „Nimm" — zunickt.

Während das Kind ißt, steht sie gegen das Fenster gelehnt. Tiefe Dunkelheit da draußen, wie in ihrer Seele, die die Kraft verloren, noch länger durch Finsterniß den Weg zu suchen, müd und elend in todtestraurigen Einsamkeit. Um das Kind hat sie mit übermenschlicher Stärke sich gewappnet, zwei Jahre lang — sie kann nicht weiter. Und wenn morgen der Wirth, dem sie die Miethe schuldet, sie hinausjagt in Frost und Kälte — sie kann nicht weiter.

Vorhin hat sie das letzte verkauft — ihren Trauring — das letzte, für das letzte.

Es wird so heiß in der Stube und das Kind, hin nach dem Tische schnüffelnd, zupft sie am Kleide —

„Komm doch, Mama —"

Sie hatte die Kleine an sich gerissen, in deren süßen Gesichtchen so tief und hohl die Augen lagen.

„Ja, ja, kommen, wir beide —"

Mit dem Kinde sich an den Tisch setzend, läßt sie dieses essen, so viel es mag, und dazu trinken von dem süßen, starken Trank, bis ihm müde die Augen zufallen. Da trägt sie es hin auf das Bett, legt sich selbst daneben und bleibt so, bis die Kleine fest entschlummert ist. Dann erhebt sie sich nochmals. Steht mitten in der Stube, schaut sich in dem kahlen Raume rings um, als wolle sie mit den verzweiflungsstarrenden Augen sich einen Ausweg durch die Mauern brechen, wirft die Arme über dem Haupte empor mit einer stummen Gebärde hoffnungslosen Jammers, kniet nieder, die Hände zum Beten gefaltet und findet doch nichts als die Bitte, die sie wieder und wieder murmelt —

„Und vergib uns unsre Schuld — vergib uns unsre Schuld — —"

Wie sie wieder aufsteht, ist sie ruhig. Einen Augenblick macht sie sich noch am Ofen zu schaffen, dann legt sie sich auf das Bett zurück, das schlafende Kind fest an sich gedrückt.

„Wie lange sie schon so gelegen? Ihre Augen sind geschlossen, in ihrem Hirn ist eine seltsam schwankende Leere, vor ihren Ohren ein Brausen und Klingen. Ist's schon Mitternacht? Läuten die Sylvesterglocken? Wie wild sie anschlagen — wie hämmernde Fäuste — und ihr Ton wie eine Menschenstimme — wie ein Rufen — ein Rufen nach ihr —

„Anna — Aennchen —"

Ist sie's, die da aufgestöhnt hat, so gräßlich röchelnd, die nicht reden, sich nicht rühren kann, nicht Antwort geben, auf die Glocken, die mit eines Menschen Stimme nach ihr rufen —

Da — noch einmal und nun — ah — das Ende — prasselnd brach unter ihren Füßen der Boden — sie sank hinab —

Ein Faustschlag hat die Thür zerschmettert. Einen Augenblick taumelt der über die Schwelle Stürzende, nach Luft ringend, wieder zurück, dann hat er das Fenster aufgerissen und dann sucht er in dem, die Stube füllenden Qualm, in dem die Flammen der Kerzen nur noch wie rothe Flünkchen leuchten, nach der, die er unablässig beim Namen ruft —

„Anna — Aennchen!"

Und dann hat er sie vom Bette aufgerissen, sie und das Kind, das ihre Arme wie im Todeskrampf umklammert halten.

Zwei Stunden — zwei Stunden, in denen ein Verzweifelnder zuschaut, wie der Arzt sich müht, die beiden, deren Füße schon die Schwelle des Landes betreten, von dem keine Wiederkehr, dem Leben zurückzuführen —

Zwei Stunden — und dann ein Wort, wie jauchzende Erlösung —

„Gerettet" —

Zu seines Weibes Füßen liegt Heinz Klinger, die Hände, die sie einst zu Boden geschlagen, zu ihr emporgefaltet —

„Vergib mir meine Schuld!"

Das Kind schaut furchtsam nach ihm hin.

„O Mama — der fremde Mann —"

Er stöhnt auf. Der fremde Mann — sein Kind — sein leibliches Kind —

„Anna, um unseres Kindes willen, vergib mir meine Schuld."

Da bricht aus den blauen Augen ein Strahl jener Liebe auf ihn hernieder, die da größer ist als alle Vernunft des Himmels und der Erde.

„Was soll ich dir verzeihen, da mein Herz von deiner Schuld nichts weiß."

Des Mannes Haupt ruht in ihrem Schoße. Sie fühlt die Thränen, die sie nicht sehen soll.

Dann neigt sie auflauschend mit einem Lächeln die Lippen auf sein Gesicht.

„Glückliches Neujahr! Hörst du die Glocken draußen? Das alte Jahr ist zu Ende."

Heinz Klinger ist emporgesprungen, Weib und Kind im Arme haltend.

„Das alte Jahr zu Ende. Segen seinem Scheiden. Es hat doch noch guten Abschluß gebracht. Und Segen, dreifach Segen dem neuen Jahr — dem neuen Leben!"